



1943: Das Romandebüt einer Dreiundzwanzigjährigen ist die literarische Sensation – zum ersten Mal wagt es eine brasilianische Schriftstellerin, das komplexe Innenleben ihrer Heldin offenzulegen und konventionelle Gesellschaftsmuster in Frage zu stellen. Selbstbewusst bezieht sie sich auf Joyce und fügt der Moderne ihre ganz eigene weibliche Stimme hinzu.

In »Nahe dem wilden Herzen« konzentriert sich Clarice Lispector auf die Reflexionen ihrer Heldin Joana und dringt in die Tiefen ihrer Gefühlswelt vor. Das Lebensumfeld der jungen Frau blitzt darin nur gelegentlich auf: Da ist der frühe Tod des Vaters, die unglückliche Kindheit bei der Tante, die Einsamkeit im Internat, die am gegenseitigen Betrug scheiternde Ehe mit dem Rechtsanwalt Otávio. Auch wenn sie Isolation dafür in Kauf nehmen muss, beschreitet Joana gegen innere und äußere Widerstände unbeirrbar ihren Weg zu eigenem inneren Reichtum, ihrem »wilden Herzen«.

CLARICE LISPECTOR, geboren 1922 in der Ukraine, gelangte mit ihrer Familie auf der Flucht vor Pogromen in den ländlichen Norden Brasiliens und lebte später in Rio de Janeiro. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, studierte sie Jura und begann eine Karriere als Journalistin. Im Alter von dreiundzwanzig Jahren wurde sie Schriftstellerin. Sie schrieb Romane, Erzählungen, Kinderbücher sowie literarische Kolumnen und wurde für ihr Werk vielfach ausgezeichnet.

Clarice Lispector

Nahe dem  
wilden Herzen

Roman

*Aus dem brasilianischen Portugiesisch  
von Ray-Güde Mertin*

*Überarbeitet von Corinna Santa Cruz*

**btb**

Die Übersetzung, ursprünglich erschienen 1981 und 1987 im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, liegt die 7. Auflage der Ausgabe von Editora Nova Fronteira 1980, Rio de Janeiro, zugrunde. Bei der Überarbeitung wurde die Erstausgabe, erschienen bei Editora A Noite, Rio de Janeiro 1943, berücksichtigt.

Obra publicada com o apoio do Ministério da Cultura do Brasil/  
Fundação Biblioteca Nacional.

Dieses Werk erscheint mit freundlicher Unterstützung des Kulturministeriums von Brasilien/Fonds der Nationalbibliothek.



MINISTÉRIO DA CULTURA  
Fundação BIBLIOTECA NACIONAL



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe März 2016,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © der deutschen Ausgabe: Schöffling & Co.  
Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2013

Originaltitel: *Perto do coração selvagem*

Copyright © 1944 Heirs of Clarice Lispector

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach einem Umschlagentwurf von Schöffling & Co., Frankfurt am Main,  
unter Verwendung eines Fotos von © Paulo Gurgel Valente

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74906-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

# NAHE DEM WILDEN HERZEN

»Er war allein. Er war verlassen, glücklich,  
nahe dem wilden Herzen des Lebens.«

James Joyce



# Erster Teil







aufgezogen begann alles wieder anzulaufen, die Schreibmaschine holpernd, die Zigarette des Vaters qualmend, die Stille, die kleinen Blätter, die gerupften Hühner, die Helligkeit, die Dinge lebten wieder auf, hatten es eilig wie ein dampfender Wasserkessel. Es fehlte nur das Tin-tan der Uhr, das alles noch viel schöner machte. Sie schloss die Augen, tat so, als hörte sie es, und stellte sich zum Rhythmus der lautlosen Musik auf die Zehenspitzen. Sie machte drei leichte, beflügelte Tanzschritte.

Dann plötzlich betrachtete sie alles angewidert, als hätte sie zu viel von dieser Mischung verzehrt. »Oh, weh ...«, seufzte sie leise und erschöpft und dachte danach: was wird jetzt geschehen, jetzt jetzt jetzt? Und immer weiter tropfte die Zeit und tropfte, und nichts geschah, wenn sie weiter darauf wartete, was geschehen würde, verstehst du? Sie schob diesen schwierigen Gedanken beiseite, lenkte sich ab mit einer Bewegung ihres bloßen Fußes auf dem staubigen Holzboden. Sie rieb sich den Fuß und sah dabei aus dem Augenwinkel zum Vater hinüber, wartete auf seinen ungeduldigen, gereizten Blick. Aber da kam nichts. Nichts. Schwer, Menschen so anzusaugen wie ein Staubsauger.

»Papa, ich habe mir ein Gedicht ausgedacht.«

»Wie heißt es?«

»Ich und die Sonne.« Nach einer kurzen Pause begann sie:

»Die Hühner im Hof haben schon zwei Regenwürmer gegessen, aber ich hab es nicht gesehen.«

»Und? Was haben du und die Sonne mit dem Gedicht zu tun?«

Sie sah ihn eine Sekunde lang an. Er hatte es nicht verstanden ...

»Die Sonne liegt auf den Regenwürmern, Papa, und ich habe das Gedicht gemacht und die Regenwürmer nicht gesehen ...« Pause. »Ich kann gleich noch eins machen:

›O Sonne, komm mit mir spielen.« Und noch ein längeres:

›Ich habe eine kleine Wolke gesehen  
der arme Regenwurm  
ich glaube, sie hat ihn nicht gesehen.«

»Schön, mein Kleines, wirklich schön. Wie macht man eigentlich so hübsche Gedichte?«

»Das ist nicht schwer, man braucht nur loszureden, dann kommt es von alleine.«

Sie hatte die Puppe schon angezogen und wieder ausgezogen, hatte sie sich auf einem Fest vorgestellt, wo sie glänzte zwischen all den Töchtern. Ein blaues Auto fuhr durch Arletes Körper, tötete sie. Dann kam die Fee, und die Tochter war wieder lebendig. Die Tochter, die Fee, das blaue Auto war Joana selbst, sonst wäre das Spiel ja langweilig. Sie fand immer einen Weg, genau dann selbst die Hauptrolle zu übernehmen, wenn die eine oder andere Figur ins Rampenlicht trat. Sie arbeitete ernsthaft, schweigsam, die Arme an den Körper gelegt. Sie brauchte sich Arlete nicht zu nähern, um

mit ihr zu spielen. Sogar aus der Ferne besaß sie die Dinge.

Sie vergnügte sich mit den Bögen aus Pappe. Sie sah sie eine Weile an, und jeder Bogen war ein Schüler. Joana war die Lehrerin. Einer war gut, der andere böse. Ja, schon, und weiter? Und jetzt jetzt jetzt? Und dann immer nichts, wenn sie ... Schluss.

Sie erfand einen kleinen Mann, so groß wie der Zeigefinger, mit langen Hosen und einem Krawattenknoten. Sie trug ihn bei sich in der Tasche ihrer Schuluniform. Der kleine Mann war eine echte Perle, eine Perle mit Krawatte, hatte eine tiefe Stimme und sagte aus der Tasche heraus: »Majestät Joana, könntet Ihr mir eine Minute zuhören, könntet Ihr für eine Minute Eure stete Beschäftigung unterbrechen?« Und dann erklärte er: »Zu Euren Diensten, Prinzessin. Euer Wunsch ist mir Befehl.«

»Papa, was kann ich mal machen?«

»Geh lernen.«

»Ich hab schon gelernt.«

»Geh spielen.«

»Ich hab schon gespielt.«

»Dann stör mich nicht weiter.«

Sie drehte sich schnell wie ein Kreisel, hielt an und betrachtete ohne Neugier die Wände und die Decke, die sich weiterdrehten und sich auflösten. Sie lief auf Zehenspitzen und trat immer nur auf die dunklen Dielembretter. Sie schloss die Augen und ging mit ausge-

streckten Händen umher, bis sie an ein Möbel stieß. Zwischen ihr und den Gegenständen war ein Ding, aber wenn sie dieses Ding mit der Hand einfing wie eine Fliege und dann nachsah – auch wenn sie aufpasste, dass ihr nichts entwich –, stieß sie nur auf ihre eigene, rosige, enttäuschte Hand. Ja, ich weiß schon, die Luft, die Luft! Aber das half nicht, erklärte nichts. Das war eins ihrer Geheimnisse. Sie würde nie zugeben, auch ihrem Vater gegenüber nicht, dass sie »das Ding« nie fangen konnte. Über alles, was besonders wichtig war, konnte sie nicht sprechen. Sie redete nur dummes Zeug mit den anderen. Wenn sie Ruth zum Beispiel ein paar Geheimnisse anvertraute, ärgerte sie sich danach über Ruth. Es war wirklich das Beste, nichts zu sagen. Noch etwas: wenn ihr irgendwas wehtat und sie auf die Uhrzeiger sah, während es wehtat, bemerkte sie, dass die Minuten, die sie an den Zeigern abzählte, vergingen und die Schmerzen immer noch wehtaten. Sogar wenn ihr gar nichts wehtat, wenn sie vor der Uhr stand und sie aufmerksam betrachtete, war auch das, was sie nicht fühlte, größer als die an der Uhr abgezählten Minuten. Geschah also etwas, worüber man sich freuen oder ärgern konnte, lief sie zur Uhr und betrachtete vergeblich die Sekunden.

Sie ging zum Fenster, zeichnete ein Kreuz auf die Fensterbank und spuckte geradeaus nach draußen. Wenn sie noch einmal spucken würde – jetzt könnte sie es erst wieder abends –, würde das Unglück nicht kom-

men und Gott würde ihr größter Freund sein, so ein großer Freund, dass ... ja, dass was?

»Papa, was kann ich mal machen?«

»Ich habe dir schon gesagt, du sollst spielen und mich in Ruhe lassen!«

»Aber ich hab schon gespielt, ganz ehrlich.«

Ihr Vater lachte:

»Aber Spielen hat doch nie ein Ende ...«

»Hat es doch.«

»Dann denk dir was anderes aus.«

»Ich will nicht mehr spielen und auch nicht lernen.«

»Was willst du denn dann machen?«

Joana überlegte:

»Mir fällt nichts ein ...«

»Willst du fliegen?«, fragte ihr Vater zerstreut.

»Nein«, antwortete Joana. – Pause. – »Was kann ich machen?«

Diesmal polterte ihr Vater los:

»Stoß mit dem Kopf gegen die Wand!«

Sie zog sich zurück und flocht sich dabei einen kleinen Zopf in die glatten Haare. Niemals niemals niemals ja ja sang sie leise. Sie hatte gerade Zöpfe flechten gelernt. Sie ging zum Tischchen mit den Büchern, spielte mit ihnen, indem sie sie aus einiger Entfernung anschaute. Hausfrau Ehemann Kinder, grün ist der Mann, weiß die Frau, rot kann Sohn oder Tochter sein. Ist »niemals« ein Mann oder eine Frau? Warum ist »niemals« nicht Sohn oder Tochter? Und »ja«? Ach, es gab so viele Dinge, die ein-

fach nicht zu erklären waren. Man konnte ganze Nachmittage darüber nachdenken. Zum Beispiel: Wer hatte wohl zum ersten Mal gesagt: niemals?

Ihr Vater war mit seiner Arbeit fertig und sah sie dasitzen und weinen.

»Aber was ist denn, meine Kleine?« Er nahm sie in die Arme, betrachtete unbeeindruckt das brennende, traurige Gesichtchen. »Na, was denn?«

»Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

Niemals niemals ja ja. Alles war wie der Lärm von der Straßenbahn vor dem Einschlafen, bis du ein bisschen Angst hast und einschläfst. Der Mund der Schreibmaschine war zugeklappt wie der Mund einer alten Frau, aber da kam etwas und drückte auf ihr Herz wie der Lärm von der Straßenbahn, nur dass sie nicht einschlafen würde. Die Umarmung des Vaters. Der Vater dachte einen Augenblick lang nach. Aber keiner kann etwas für den anderen tun, beruhigte er sich. Das Kind läuft so verloren herum, so zart und so frühreif... Er atmete heftiger, schüttelte den Kopf. Ein kleines Ei, genau das, ein kleines, lebendiges Ei. Was wird nur aus Joana werden?

## JOANAS TAG

Die Gewissheit, dass ich einen Hang zum Bösen habe, dachte Joana.

Was sonst war dieses Gefühl geballter Kraft, das nur darauf wartete, sich in Gewalt zu entladen, dieses Verlangen, sie mit geschlossenen Augen einzusetzen, ganz und gar, mit der unbesonnenen Sicherheit eines Raubtiers? Konnte man denn nicht nur im Bösen furchtlos atmen, indes man die Luft und die Lungen akzeptierte? Nicht einmal das Vergnügen würde mir so viel Vergnügen bereiten wie das Böse, dachte sie überrascht. In sich spürte sie ein vollkommenes Tier, durchdrungen von Ungereimtheiten, Egoismus und Vitalität.

Sie dachte an ihren Mann, der sie in diesem Gedanken wahrscheinlich gar nicht erkennen würde. Sie versuchte sich ins Gedächtnis zu rufen, wie Otávio aussah. Doch jedes Mal, kaum nahm sie wahr, dass er das Haus verlassen hatte, verwandelte sie sich, konzentrierte sich auf sich selbst; und als hätte er sie nur unterbrochen, spann sie langsam den Faden ihrer Kindheit weiter, vergaß ihn und ging in tiefster Einsamkeit durch die Zimmer. Kein Geräusch drang aus der ruhigen Wohngegend mit den weit auseinanderliegenden Häusern zu ihr.



Und nun, da sie frei war, kannte nicht einmal sie ihre eigenen Gedanken.

Ja, in sich spürte sie ein vollkommenes Tier. Die Vorstellung, dieses Tier eines Tages loszulassen, stieß sie ab. Vielleicht aus Angst vor einem Mangel an Ästhetik. Oder fürchtete sie eine Offenbarung... Nein, nein, sagte sie sich, du darfst keine Angst davor haben, etwas zu erschaffen. Tief innen stieß das Tier sie vielleicht ab, weil sie immer noch den Wunsch verspürte, zu gefallen und von jemandem geliebt zu werden, der so mächtig war wie die verstorbene Tante. Nur um sie dann zu treten, rücksichtslos zu verachten. Denn der beste Satz, und immer noch der jüngste war: Güte verursacht mir Brechreiz. Die Güte war lauwarm und leicht, sie roch nach rohem, lange gelagertem Fleisch. Das aber nicht ganz verdorben war. Ab und zu frischte man es auf, würzte es ein bisschen, gerade so viel, dass es als ein Stück lauwarmes und stilles Fleisch erhalten blieb.

Eines Tages, noch vor ihrer Heirat, als ihre Tante noch lebte, hatte sie einen gierigen Menschen essen sehen. Sie hatte seine weit aufgerissenen, glänzenden, blöden Augen betrachtet, die versuchten sich nicht die geringste Geschmacksempfindung entgehen zu lassen. Und die Hände, die Hände. Eine Hand hielt eine Gabel mit einem blutigen Fleischstück darauf gespießt – kein lauwarmes, stilles, sondern sehr lebendiges, ironisches, unmoralisches Fleisch –, die andere klammerte sich um das Tischtuch und packte es ungeduldig, voller Gier

nach dem nächsten Bissen. Die Beine unter dem Tisch schlugen den Takt einer unhörbaren Musik, einer Teufelsmusik von reiner, ungehemmter Gewalt. Die Wucht, die Fülle seiner Farbe ... Rötlich auf den Lippen und um die Nase, blass und bläulich unter den kleinen Augen. Joana war vor ihrem armseligen Kaffee erschauert. Aber später hätte sie nicht zu sagen gewusst, ob aus Widerwillen oder aus Faszination und Wollust. Sicher beides. Sie wusste, dass der Mann eine Kraft war. Sie fühlte sich unfähig, so wie er zu essen, sie war von Natur aus genügsam, aber die Vorführung verwirrte sie. Auch traf es sie, wenn sie diese schrecklichen Geschichten las, in denen die Gemeinheit kalt und durchdringend war wie ein Eisbad. Als sähe sie jemanden Wasser trinken und würde entdecken, dass sie Durst hatte, einen tiefen, alten Durst. Vielleicht war es nur ein Mangel an Leben: sie lebte weniger, als sie konnte, und glaubte, dass ihr Durst nach Überschwemmungen verlangte. Vielleicht nur ein paar Schluck ... Oh, das sei dir eine Lehre, das sei dir eine Lehre, würde die Tante sagen: Nie losgehen, nie stehlen, bevor du nicht weißt, ob das, was du stehlen willst, nicht irgendwo ganz ordnungsgemäß für dich bereitsteht. Oder etwa nicht? Stehlen lässt alles wertvoller werden. Der Geschmack des Bösen – Rot kauen, süßliches Feuer verschlucken.

Mich nicht anklagen. Die Grundlage des Egoismus suchen: alles, was ich nicht bin, kann mich nicht interessieren, es ist unmöglich, viel mehr als das zu sein, was

man ist – ich aber gehe auch ohne Delirium über mich hinaus, ich bin eigentlich normalerweise schon mehr als ich –, ich habe einen Körper, und alles, was ich tue, ist die Fortsetzung meines Anfangs; wenn die Kultur der Maya mich nicht interessiert, dann liegt es daran, dass nichts in mir sich ihren Bas-Reliefs verbunden fühlt; ich nehme alles an, was von mir kommt, weil ich die Ursachen nicht kenne, und möglicherweise trete ich auf Lebenswichtiges, ohne es zu wissen; das ist das Demütigste an mir, ahnte sie.

Das Schlimmste war, dass sie alles, was sie gedacht hatte, auslöschen konnte. Einmal gedacht, waren ihre Gedanken wie Statuen im Garten, sie sah sie an, während sie durch den Garten schritt, und folgte weiter ihrem Weg.

An diesem Tag war sie fröhlich, und auch schön. Ein bisschen Fieber hatte sie auch. Warum diese Romanisierung: ein bisschen Fieber? Aber ich habe wirklich Fieber: die Augen glänzen, diese Kraft und diese Schwäche, unregelmäßige Herzschläge. Wenn die leichte Brise, die Sommerbrise, sie umstrich, erzitterte sie am ganzen Körper vor Kälte und Hitze. Und dann überstürzten sich ihre Gedanken, sie konnte das Phantasieren nicht mehr aufhalten. Das ist weil ich noch so jung bin, überlegte sie, und immer, wenn ich berührt oder nicht berührt werde, spüre ich, dachte sie. Jetzt zum Beispiel an blonde Bäche denken. Eben gerade weil es keine blonden Bäche gibt, verstehst du? so flieht man.

Ja, aber die Goldstreifen der Sonne, die sind in gewisser Weise blond ... Also habe ich mir das in Wirklichkeit gar nicht ausgedacht. Immer der gleiche Sturz: weder das Böse noch die Phantasie. Im ersten, im endgültigen Mittelpunkt ein einfaches Gefühl ohne Eigenschaften, so blind wie ein rollender Stein. In der Phantasie – und nur sie hat die Kraft des Bösen – bloß die vergrößerte, verwandelte Vision: darunter die gleichmütige Wahrheit. Man lügt und stürzt in die Wahrheit. Selbst wenn sie sich in ihrer Freiheit fröhlich für neue Wege entschied, erkannte sie sie später wieder. Frei sein hieß am Ende doch, sich selbst zu folgen, und da kam man wieder auf den vorgezeichneten Weg. Sie würde nur das sehen, was sie schon in sich trug. Verloren also war die Lust am Phantasieren. Und der Tag, an dem ich weinte? – auch da gab es ein gewisses Bedürfnis zu lügen –, ich machte Mathematikaufgaben und plötzlich spürte ich die erschreckende, kalte Unmöglichkeit des Wunders. Ich sehe durch dieses Fenster, und die einzige Wahrheit, die Wahrheit, die ich diesem Mann, wenn ich ihn anspreche, nicht sagen könnte, ohne dass er vor mir die Flucht ergriffe, die einzige Wahrheit ist, dass ich lebe. Ich lebe einfach. Wirklich, ich lebe. Wer bin ich? Nun, das ist schon zu viel. Ich erinnere mich an die chromatische Studie von Bach und verliere den Verstand. Sie ist kalt und klar wie Eis, und dennoch kann man auf ihr schlafen. Ich verliere das Bewusstsein, aber das macht nichts, denn die größte Gelassenheit finde ich in der

Täuschung der Sinne. Es ist eigenartig, dass ich nicht sagen kann, wer ich bin. Besser gesagt, ich weiß es nur zu gut, aber ich kann es nicht sagen. Vor allem habe ich Angst, es zu sagen, weil in dem Augenblick, in dem ich es auszusprechen versuche, ich nicht nur nicht ausdrücke, was ich empfinde, sondern, was ich empfinde, langsam zu dem wird, was ich sage. Oder wenigstens ist das, was mich zum Handeln treibt, nicht das, was ich empfinde, sondern das, was ich sage. Ich spüre, wer ich bin, und dieses Gefühl sitzt oben im Gehirn und auf den Lippen – vor allem auf der Zunge –, auf der Oberfläche der Arme und auch in meinem Körper, tief innen durchströmt es mich, aber wo, wo genau, kann ich nicht sagen. Es schmeckt grau, ein bisschen rötlich, in den alten Teilen ein bisschen bläulich und bewegt sich zähflüssig wie Gelatine. Manchmal wird es scharf und verletzt mich, wenn es mit mir zusammenstößt. Also gut, jetzt zum Beispiel an den blauen Himmel denken. Aber vor allem, woher kommt diese Gewissheit zu leben? Nein, es geht mir nicht gut. Niemand stellt sich doch diese Fragen und ich ... Aber man muss nur schweigen, um, unter allen Wirklichkeiten liegend, die einzige, unbeugsame zu erkennen, die der Existenz. Und unter allen Ungewissheiten – die chromatische Studie – weiß ich, dass alles vollkommen ist, denn von Tonleiter zu Tonleiter ist sie dem vorbestimmten Weg in Bezug auf sich selbst gefolgt. Nichts entgeht der Vollkommenheit der Dinge, das ist mit allem so. Aber das erklärt doch



Clarice Lispector

## **Nahe dem wilden Herzen**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74906-5

btb

Erscheinungstermin: Februar 2016

Die brasilianische Virginia Woolf.

1943: Das Romandebüt einer Dreiundzwanzigjährigen ist die literarische Sensation – zum ersten Mal wagt es eine brasilianische Schriftstellerin, das komplexe Innenleben ihrer Heldin offenzulegen und konventionelle Gesellschaftsmuster in Frage zu stellen. Selbstbewusst bezieht sie sich auf Joyce und fügt der Moderne ihre ganz eigene weibliche Stimme hinzu. In Nahe dem wilden Herzen konzentriert sich Clarice Lispector auf die Reflexionen ihrer Heldin Joana und dringt in die Tiefen ihrer Gefühlswelt vor. Da ist der frühe Tod des Vaters, die unglückliche Kindheit bei der Tante, die Einsamkeit im Internat, die scheiternde Ehe mit dem Rechtsanwalt Otávio. Auch wenn sie Isolation dafür in Kauf nehmen muss, beschreitet Joana gegen innere und äußere Widerstände unbeirrbar ihren Weg zu eigenem inneren Reichtum, ihrem »wilden Herzen«

 [Der Titel im Katalog](#)